

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Karlsruher Stadt- und Landbote. 1842-1847 1844

43 (9.4.1844)

— Der Luftschiffer Reinberger in Nürnberg. Der bekannte Luftschiffer Hr. Reinberger ist am verangenen Samstag bei einem Versuche mit einem von ihm erfundenen Boote bei der Weidenmühle vor Nürnberg in die Pegnitz gefallen, indem das Boot umneigte. Da das Wasser nicht weit von dem Orte des Unfalls Watlen hatte, so gelang es dem Genannten glücklicher Weise, sich zu retten. Der Mann hat merkwürdig Pech!

— Ein Vermächtniß seltener Art. Ein kürzlich in Berlin verstorbenen jüdischer Kaufmann, welcher öffentlich nicht genannt seyn wollte, hat mittelst Testaments v. 29. Juni 1841 dem Kön. Invalidenfonds ein Kapital von 300 Thalern mit der Bestimmung vermacht, daß die Zinsen davon alljährlich an einzelne Invaliden aus den Kriegen der Jahre 1813, 1814 und 1815 vertheilt, wenn diese aber ausgestorben seyn werden, Kapital und Zinsen im Nächsten für Invaliden verwendet werden sollen. Es wird diese in jeder Beziehung ehrenwerthe Handlung dankbar bekannt gemacht.

— Käufer-Wahnsinn. Am 5. März kam im großen Rathskeller zu Oppeln die Schauer erregende Bette vor, wie viel Maas Brantwein ein geübter Trinker zu sich zu nehmen im Stande sei. Das Ziel waren 12 Becher (circa 6 Quart.) welche ruhig konsumirt wurden. Allein der Trinker war einmal im Zuge und der Wirth willig, ihm noch einen Becher 80gradigen Spiritus zu verabreichen, bei welchem er seinen Tod fand.

— Böse Sachen. Seit längerer Zeit wiederholten sich in der österreichischen Armee Fälle, wo Untergebene ihre Obern ermordeten und dafür ihre kriegsrechtlichen Strafen erhielten. Ein neuerer Fall der Art wird so eben aus Wien gemeldet. Seit der letzten Post ist bereits wieder ein Corporal des Regiments Deutschmeister von einem Gemeinen erschossen worden, der Mörder wurde sogleich dem Kriegsgericht übergeben. Es dürfte indes für den Mörder mildernde Umstände eintreten, da sich der Corporal nicht ganz dienstmäßig benommen haben soll. Jedenfalls macht dieses wiederholte Verbrechen einen peinlichen Eindruck und man ist geneigt, die Veranlassung dazu in der allzugroßen, militärischen Strenge zu suchen.

— Censur in der freien Schweiz. Luzern 25. März. Unsere Censur und Pressfreiheit ist in ein neues Stadium getreten. Wenn die Zeitungen ankommen, so werden sie dem Censor Widmer eingeliefert. Findet dieser die Sache zweifelhaft, so bringt er sie an die Polizeikommission, und kann sich diese in ihren Ansichten nicht vereinigen, so gelangt die Sache an den Regierungsrath. Inzwischen werden die Zeitungen, und dies dauert oft mehrere Tage, nicht ausgegeben.

— Besserung in den spanischen Staatspapieren. Französische Blätter bringen Nachrichten aus Spanien, die andeuten, daß der Werth der unglücklichen spanischen Fonds endlich sich zu heben beginnt, sich auch dort bereits gehoben hat. Es heißt nämlich: Unter den Personen, welche in der letzten Zeit durch das Steigen der spanischen Papiere reich geworden sind, nennt man den Sekretär des Finanzministers, Carrasco, den Commis eines namhaften Banquiers und eine Dame, die sich in Verhältnissen befindet, wo man Vieles erfahren kann. Alle Welt legt sich auf Fondsspekulationen, die Zeiten der Ministerien der Herren Calatrava, Toreno und Mendizabal sind wiederkehrt.

— Ein listiger Betrüger. Ein mehrfach bestrakter Betrüger in Berlin ist auf eine ganz neue Art von Spekulation verfallen. Er hat zu verschiedenen Malen und unter verschiedenen Namen, theils selbst, theils durch Andere, Einzahlungen in die dortige Sparkasse jedesmal von 1 Thlr. gemacht. In den Quittungsbüchern, welche ihm darüber ausgestellt wurden, fälschte er zunächst die Zahl 1 beziehungsweise in 10 und 11, so daß die Bücher statt über 1 Thlr. über resp. 10 und 11 Thlr. lauteten. Nach der Verfassung der Sparkasse können vierteljährlich nicht mehr als 25 Thlr. eingezahlt werden. Um nun seine betrügerische Absicht, die sich sogleich näher dorthin wird, zu erreichen, änderte er die Jahreszahl 1843 in 1842 ab. Sodann trug er von Vierteljahr zu Vierteljahr Quittungen über ferner geschene Einzahlungen bis zu jedesmal 25 Thlr. ein, und zwar mit einer solchen Geschicklichkeit, daß die Fälschung eine vollendete gewesen seyn soll. Durch diese Fälschung erhöhte er den Werth der um 1 Thlr. erworbenen Sparkassenbücher bis auf 100 Thlr. und darüber. Diese Bücher, wohl abnehmend, daß er in der Sparkasse selbst die fälschlich eingetragenen Summen nicht erhalten würde, verpfandete er bei Berliner Pfandleihern für erhebliche Summen. Die Gaunerei ist durch ein bei der Sparkasse produziertes, für falsch erkanntes Quittungsbuch an den Tag gekommen, und der Indusrieritter wurde der Justiz übergeben.

— Verschiedenes. Die Nargauer Regierung beabsichtigt dem großen Schulmanne Pestalozzi ein Denkmal setzen zu lassen.

— Aus Neapel vom 15. März. Der viele, auch hier gefallene Schnee, hat in der Umgegend vieles Unglück angerichtet.

— Der 25. März war der erste Jahrestag der Eröffnung des Themse-Tunnels. Zur Feier desselben ward im Tunnel eine Art Jahrmarkt veranstaltet, der noch mehrere Tage dauern wird. Man rechnet, daß je 2400 Menschen in der Stunde durch den Tunnel wanderten.

Lomniczki von Budecz.

Historische Novelle.

Von Anton Langer.

(Schluß von Seite 183.)

Längst lag Kaiser Rudolf II. in der Gruft; auch sein Bruder Kaiser Matthias war ihm gefolgt, und streckte vergebens die sterbende Hand aus, um die Kriegsfackel zu löschen, die damals hoch aufloderte in Böhmen, weiter und weiter griff und Deutschland von einem Ende bis zum andern in einen Schutthaufen verwandelte voll Jammer und Leiden. Die Böhmen hatten sich losgesagt von ihrem rechtmäßigen Herrn und den kalvinistischen Schurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige ausgerufen. Auch Lomniczki, obwohl ihn sein Herz auf die Seite des angehamnten Herrschers zog, war dennoch aus Rache zur

protestantischen Partei übergetreten, weil die schöne Gräfin von Rosenberg einen kaiserlichen Kämmerer geheirathet hatte, und machte seinem Ingrimme durch beißende Spottgedichte, die in ganz Böhmen herumflogen, Luft. Allein von keiner langen Dauer war des Pfälzers Reich. Die Schlacht auf dem weißen Berge, wo der Doppeladler in wenig Stunden den Sieg errang, entschied das Schicksal Prag's und Böhmens. In größter Eile flüchtete der Winterkönig Friedrich, seine Anhänger zerstreuten wie Spreu vor dem Winde. Prag huldigte dem Kaiser Ferdinand II. Auf einem großen Hoflager bewilligte Ferdinand allen Denen, die sich bis zu einer bestimmten Frist stellen würden, mit wenig Ausnahmen allgemeine Amnestie. Manche wanderten aus, die meisten stellten sich vor den Richterstuhl ihres Kaisers. Nur Lomniczki war nicht erschienen; denn er schämte sich dort als Bittender zu erscheinen, wo ihm einst des Herrschers Hand eine Krone aufgesetzt hatte, und verblieb trozig auf Budecz in seinem Schlosse. Dede und einsam war es in den Hallen der alten Burg, denn nicht mehr reich und mächtig war Lomniczki. Der Jahrgehalt war dem Rebellen längst eingezogen worden; der Aufwand, den er in Prag gemacht, hatte ihn in Schulden gestürzt, und die Schätze von Budecz, das Schloß selbst war längst verfallen den gierigen Klauen der Wucherer. An einem Fenster, das hinaus ging auf die stille abendlich dämmernde Natur, stand der einst so gefeierte Sänger und seufzte: »O Menschenschicksal, du böses Ding! Leicht ist Welle, Wind und Sand, aber leichter ist das Glück des Menschen und keinen Bestand hat, was Irdisch heißt. Wer mir gesagt hätte, daß ich so herabkomme, daß mich das Weib treulos verrathen würde, daß ich so innig geliebt, ich hätte ihn einen Tollen gescholten. Und nun bin ich geächtet und als Rebell vogelfrei erklärt, und mein Haupt ist preisgegeben der Willkür jedes Buben. Aber ich hab' es verdient, da ich Habsburg verrathen, das mich so groß gemacht vor der Welt, dem ich all mein Glück verdanke.«

Da flog ein Haufe Reiter zum Thore herein. Lomniczki erblickte, denn es waren Kroaten, denen man die Vollziehung der Acht gegen die Rebellen, die sich nicht gestellt, aufgetragen hatte. Etwa fünfzig waren es, die lustig im Hofe absaßen, und, ihren Rittmeister an der Spitze, die Treppe hinaufspolterten.

Lomniczki hatte sich gefaßt, er trat den Lärmenden ruhig entgegen und fragte: »Wen suchet Ihr?«

»Bist du der Hund, schrie der Rittmeister in gebrochenem Deutsch, der Kaisers Majestät den Gehorsam versagt, und tolle Lieder gesungen zum Hohn und Schimpf?«

»Ich bin der Ritter Simon Lomniczki auf Budecz,« sprach der gekrönte Sänger stolz.

»Weiß gut, weiß gut, fuhr der Kroat zutraulich fort, bin auch kein Bär, muß nur recht schreien und grob thun vor dem Gesindel da; sind dummes Volk, verstehen kein Deutsch. Hast du Dukaten, Böhme! so magst du laufen, wohin du willst; will ein Auge zudrücken und dem Ober-

sten sagen, wir hätten zwar das Nest, nicht aber den Vogel gefunden. Also schnell heraus mit den Krennigern!«

»Ich habe keinen rothen Heller,« antwortete Lomniczki.

»Ei, Ei! Und trägst noch goldene Ketten,« lachte der Kroat und langte nach dem Gnadenkettlein Kaiser Rudolph II., das Lomniczki noch immer wie ein Heiligthum am Halse trug. Dieser wehrte ihn mit der Hand ab und sprach: »Laß Kamerad, laß! Das ist nichts für dich.«

»Nichts für mich? Warum nicht? Blinkert und flimmert ja wie die Sonne am Himmel. Kroaten haben das gern. Unsere Mädel tragen es auf den Mägen, gefallen uns dann doppelt gut.« Und mit diesen Worten zerrte er kräftig an der Kette, daß diese sprang und die goldenen Ringe auf dem Boden herumrollten. Lomniczki war seiner nicht mehr mächtig; halb wahnsinnig vor Zorn schlug er nach dem Gesichte des Rittmeisters, daß dieser aufbrüllte vor Schmerz. Die Kroaten ergriffen den lecken Böhmen; in seiner Sprache donnerte ihr erbohter Führer etwas, das Lomniczki nicht verstand, aber bald ward er die ganze Größe seiner Schmach inne. Die Reiter schleppten ihn hinab in den Hof. Mit ten in dem lärmenden Haufen ward eine Bank aufgestellt, sie rissen ihn darauf nieder und schnallten ihn fest; zwei wilde, riesige Kroaten streiften die leinenen Ärmel auf, um ihre langen Ha'elstöcke desto besser schwingen zu können. Lomniczki warf einen wilden, verzweifellen Blick zum Himmel, der sich bereits mit nächtlichem Dunkel umzogen hatte. »Ist's Dir zu finster?« höhnte der Rittmeister, »soll bald heller werden, wirst gleich sehen, Kamerad!« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so leuchtete schon der rothe Hahn aus den Fenstern von Budecz. Die Kroaten hatten das Schloß in Brand gesteckt und in das taktmäßige Hallen der Pöbe und das gellende, rachelustige Hallo des Reiterhaufens mischte sich das schaurige Gepraßel der Flamme.

Der erste Dezembertag im Jahre des Heils 1624 war trübe und kalt angebrochen, es hatte in der Nacht geglätt-eist, und die Straßen von Prag waren unsicher zu beschreiten; einsame Schneeflocken wirbelten durch den dichten Nebel, und die wenigen Andächtigen, die zur Frühmesse eilten, hüllten sich fröstelnd tiefer in ihre Mäntel. An dem Seitenthürchen der Zeinkirche kniete ein Bettler, mit unbedecktem Haupte, sein Haar war grau und flatterte in dem kalten Lufthauche, der manchmal die Straße herabschlich und die in schlechte Lumpen gehüllten Glieder des Mannes schauern machte. Sein Antlitz mußte einst schön gewesen seyn, jetzt aber hatte es der Gram und die Noth, mehr noch als die Zeit, zerstört und ein Dämon saß darin und blickte heraus zum wilden, scheublickenden Auge. Er hielt in seinen Händen einen Rosenkranz und führte gar schauerliche Reden, daß mancher verwundert stehen blieb, und ihm eine kleine Münze in den abgeschabten Hut warf. »Habt Erbarmen,« bat er, »mit einem alten Manne, der gar nichts verdienen kann, meine Kunst ist unbrauchbar geworden in der schlimmen Kriegszeit. — Heiliger Johannes von Ne-

nommt, bitte für uns. — Einen Kreuzer, edler Herr! Gott wird's Euch vergelten und der Kaiser; betet in der Teinkirche, daß Gott Euch beschütze. Er hat mancher d'rin gekniet im goldnen Rock, der dann geschlagen wurde, wie ein Hund. — Heilige Maria, verleihe' uns Deine gnädigste Fürsprache! — Dank schönes Kind! Gott vergelt es. Geh' hinein in die Kirche und danke der Gnadenmutter von Tein, daß sie Dir blonde Locken gegeben und nicht schwarzes; denn Schwarz ist die Farbe des Teufels. Der Teufel aber ist nicht so schwarz als das Herz der Weiber! — Heilige Rosalia bitt' für uns! So plauderte der Bettler in seiner verwirrten Sprache eintönig fort. Dabei schüttelte ihn das Fieber, und seine Zähne, die wohl lange schon kein Brod mehr gekaut hatten, schlugen klappernd an einander.

Die Straße herab kam ein stattlicher Reiterzug. Die einst so schöne Gräfin Rosenberg, obwohl ihr jetzt die Zeit schon ein leserliches Memento mori in's Gesicht gegraben, ritt, gefolgt von zahlreichen Dienern und tief eingebüßt in den schügenden Reiterpelz, zur Frühmesse in die Teinkirche. Sie hatte ihre Mutter in Prag besucht und gedachte heute nach Wien zu ihrem Gemahle zurückzukehren. Der Bettler sprach, als sie abstiegen, auch die Gräfin um ein Almosen an; Helene befahl ihrem Stallmeister, dem armen Manne eine Gabe zu reichen; allein dieser, als ob er nicht gesehen hätte, vergaß zu danken, und stierte mit hohlen Augen der Gräfin nach, die in die Kirche trat. Ihr Geleite folgte. Der Bettler drückte seine Hände gegen die Stirn, als wollte er gewaltsam sich auf etwas besinnen. In seinem Gehirn gährte es, Bilder tauchten darinnen auf von längst vergangenen Tagen, wo eines Kaisers Mund zu ihm gesprochen, wo die Hand der Liebe ihn geführt durch das Eden des Lebens; seine Augen glühten, es war Licht geworden in seiner umnachteten Seele; das Fieber hatte ihn überwältigt, den Wahnsinn hatte er ertragen, aber die Erkenntniß tödtete ihn. Er fühlte den Tod in seiner Brust, aber hoch und herrlich klang mit einem Male wieder das ewige Gotteswort der Poesie, keine Silbe mehr vermochte er zu sammeln, aber die Welt sollte es sehen, wie ein Dichter stirbt, und mit der sterbenden Hand griff er in die Brust und holte hervor den Lorbeerkranz, der seine Locken geschmückt in den Tagen des Ruhmes und Glückes, den er getreu mit sich herumgetragen in Wahnsinn, Hunger und Elend. Zusammenraffend die letzte Kraft, drückte er den Lorbeerkranz in sein graues Haar, dann sank er nieder, ein Cäsar, den der Brutus Schicksal erschlagen, und endete an der Schwelle jener Kirche, wo er einst gekrönt worden war.

Um den Verschiedenen sammelte sich eine Gruppe Neugieriger. Auch die Gräfin von Rosenberg ward durch den Lärm aus der Kirche gelockt. Ehrfurchtsvoll machte die Menge Platz, sie trat heran. Tief erbleichte sie, als sie in diese verstörten, gramgeknagten Blicke sah, als sie diese bleiche Antlitz erschaute, das einst für sie gelächelt, das so oft an ihrem gelegen war in glühendem Kuße. Aber schnell war sie gefaßt. „Laßt den Kranz auf seinem Haupt,“ befahl sie. „Hier ist Geld, um ihn zu begraben.“ Mit diesen

Worten überreichte sie einem rechtlich aussehenden Manne eine volle Börse. „Soll geschehen, gnädige Dame,“ antwortete dieser.

Helene schwang sich auf's Ross und jagte über den Ring hinweg; in ihrem Auge bligte eine Thräne.

Dies war das Ende eines Mannes, der unstreitig seines Vaterlandes größter Dichter war; als Bettler, überwältigt von Hunger, Noth und Schmach hauchte er seine Seele aus. Wenig Menschen sind so groß und so elend gestorben, als Simon Komnietzki von Budeg.

Ursprung der Ostereier.

Wenn es sich die Kinder einfallen lassen, zur Osterzeit zu fragen, warum man ihnen gefärbte Eier schenke, so würden sich viele Eltern sehr in Verlegenheit gesetzt finden, diese Frage beantworten zu sollen. Aetius Camprides, einer der sechs römischen Geschichtschreiber, von Hadrian bis auf Valerian, erzählt, daß eine Henne der Mutter des Mantius Aurelius in der Stunde seiner Geburt ein rothes Ei gelegt habe. Ein Wahrsager, der um die Bedeutung dieses seltenen Falles gefragt wurde, prophezeigte, daß dieser Knabe einst Kaiser werden und den Purpur tragen würde. Weil dieses nun im Jahre 224 wirklich eintraf, so pflegte man bei der Geburt der Kinder, oder andern frohen Ereignissen, ein rothes Ei zu schenken. Diesen Gebrauch hatten nun auch die ersten Christen bei der Auferstehung Jesu angenommen, und von ihren Nachfolgern wurde er nachgeahmt.

Anekdoten aus der Musikwelt.

Die vier ältesten Stadtmusici zu Nürnberg spielten auch im Orchester des Theaters. Einer von ihnen, Namens Senseskiel, ein alter braver Mann und leidenschaftlicher Liebhaber des Schauspiels, blieb jedesmal auf seiner Stelle sitzen, während seine Kollegen die Zeit der Dauer des Aktes in der Garderobe oder im Freien zubrachten. Senseskiel hatte ein ungemein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, und ein warmes theilnehmendes Herz für alle Menschen. Dieses, verbunden mit einer gewissen heftigen Derbheit, führte denn oft die sonderbarsten Collisionen herbei, deren Folgen oft nur durch die Rechtlichkeit des alten braven Mannes und durch die Achtung, die ihm Niemand versagte, niedergehalten wurden. Einst wurden die „Räuber“ von Schiller gegeben. Schon die vier ersten Akte hindurch hatte Senseskiel sein Mißfallen an Franzens Schlechtigkeit mehrmals so laut zu erkennen gegeben, daß er dadurch die Aufmerksamkeit des anwesenden Publikums auf sich zog und von seinem Hintermann zur Ruhe ermahnt wurde; als aber im letzten Akte Franz, von den Räubern verfolgt, durch eine Thüre entspringt, und die Eindringenden unter mehreren Thüren gerade die unrechte

erbrechen wollen, da konnte sich Sensesstiel nicht länger halten; mit lauter Stimme rief er auf die Bühne hinauf den Räubern zu, indem er auf die rechte Thüre zeigte: „Dau is er neih, mein Herr'n! der schlecht' Kerl, dau is er neih!“ Das Trauerspiel wäre durch dieses Intermezzo beinahe zum Lustspiele geworden.

Ein andermal wurde „Armuth und Edelsinn“ von Kogebue gegeben. In der bekannten Scene mit der goldenen Dose, wo der Kaufmann von der Blum verlangt, daß der Lieutenant Sederström, gleich den Andern, seine Taschen umwenden soll, was dieser verweigert, wurde Sensesstiel dergestalt empört, daß er überlaut zu rufen anfang: „Er haut jo die Duf'n selber eihz'steckt, ich hob's g'sog'n; der Herr Lieutenant haut's nicht!“

— Der Kapellmeister Braun wurde von seinem Könige (Friedrich dem Großen) nach Italien geschickt, um geschickte Sänger und Sängerinnen für das Theater anzuwerben. Als er sich in dieser Angelegenheit in Neapel befand und eines Tages von einem daselbst etablirten deutschen Banquier zu einem Konzert eingeladen war, so erzählte ihm dieser, daß ein gewisser Italiener von der Partie seyn würde, der die Gewohnheit habe, sich bei jeder Gelegenheit über ausländische Sänger, besonders über die deutschen, aufzuhalten. Er wünschte, daß derselbe einmal für sein böses Maul bezahlt würde. Während des Konzerts sah sich der Italiener nach Jemanden um, mit dem er ein Duett singen könnte. Der Banquier rief ihn an Herrn Braun, der nach einer kleinen Weigerung seine Stimme übernahm. Braun sang anfangs seine Stimme ganz simpel weg, ohne solche, wo er voranzing, mit anderen Manieren, als den vorgeschriebenen, auszuführen, und wo er nachfolgte, andere, als die seines Vorgängers auf's Pünktlichste nachzumachen. Als aber der erste Theil wiederholt ward, ermangelte er nicht, kleine Satz- und Singmanieren mit einzuthun, und der Italiener, der sie nachmachen wollte, fing an zu stolpern. Braun fuhr fort die natürliche Annehmlichkeit seines Gesanges durch Hülfe der Kunst zu erhöhen, und der immer mehr und mehr in Verlegenheit gerathende Italiener sah sich genöthigt, seinem Gegner das Feld zu räumen. Er bat die Gesellschaft um Vergebung, daß er seine Stimme aufgebe, und behauptete, daß sein Contrafänger ein Teufel seyn müßte, mit welchem er es nicht aushalten könnte. „Kein Teufel,“ versetzte der Banquier, „es ist ein Deutscher.“ — „Was? ein Deutscher?“ — „Ja, ein Deutscher, und zwar der Kapellmeister des Königs von Preußen.“ „Ja, das hätte man mir vorher sagen sollen. Ich habe wohl öfters die Geschicklichkeit der deutschen Sänger in Zweifel gezogen, aber niemals die des königlichen preussischen Kapellmeisters.“

Miszellen.

— Friedrich II. über Emanzipation der Juden. Daß Friedrich der Große nicht viel an die Emanzipation der Juden dachte, ist bekannt, aber auch von ihrer

Bekehrung hielt er nicht viel. Die Juden wurden unter seiner Regierung auf das Fürchterlichste besteuert; als der König die Porzellan-Manufaktur gründete welche anfangs so schlechte Waare lieferte, daß Niemand davon kaufen wollte, da zwang er die Juden, alle Jahre für eine gewisse Summe Porzellan zu kaufen und auszuführen, was den Juden natürlich sehr schwer werden mußte. Außerdem war jedes junge jüdische Brautpaar noch gezwungen, bei der Hochzeit „zur Einrichtung“ von dem verschmähten Porzellan zu kaufen, und zwar eine Quantität, welche ihre Bedürfnisse weit überstieg. — Diese Porzellansteuer war so drückend, daß die Aeltesten der Judenheit zu widerholten Malen dem Minister Herzberg die kläglichsten Vorstellungen machten, denen dieser aber nur ausweichend antworten konnte, da der alte Feig jedesmal, wenn der Minister die Sache zur Sprache brachte, ärgerlich rief: „Daß Er mich ungeschoren, Herzberg, die Juden müssen zahlen, dazu sind sie Juden.“ Herzberg, dem wieder einmal auf seine Vorschläge zur Herabsetzung der Porzellansteuer diese Antwort geworden war, entseanete darauf: „Aber, Ew. Majestät, wenn sich die Juden taufen ließen?“ — „Ja,“ rief der König erschreckt, „sie werden doch nicht des Teufels seyn?“

— Prinzessin Charlotte Elisabeth von der Pfalz, Gemahlin Philipps von Orleans, Mutter des nachmaligen Regenten von Frankreich, war diejenige Französin, die das Sauertraut — ihr Lieblingsgericht bei Hofe einfuhrte, ein Gericht, für das die Marquise von Séguier den Namen „Choucroute“ erfunden hat.

— In New-York geht es mit Riesenschritten voran. Die Frauen haben dort eine Regelbahn für ihr Geschlecht errichtet, ebenso ein Lesekabinet; auch ist der Antrag gestellt, einen Aulterkeller zu eröffnen, wo bloß Frauen Zutritt haben sollen.

Auf Anordnung Groß. Staatsbehörde läßt die hiesige Gemeinde ein neues Schulhaus erbauen. Zur Versteigerung desselben wird Tagfahrt auf

Samstag den 27. d. M. Vormittags 9 Uhr auf dem Rathhause dahier anberaumt. Die Liebhaber hiezu werden mit dem Bemerken eingeladen, daß Plan und Ueberschlag bei dem Bürgermeisteramte dahier täglich eingesehen werden können.

Knielingen, den 4. April 1844.

Das Bürgermeister-Amt.
Wecholt.

Geschäfts-Empfehlung.

Karlsruhe. Meine verehrten Geschäftsfreunde benachrichtige ich hiermit, daß mein Sohn **Edmund Kölig**, den ich schon längere Zeit in meiner seit einer Reihe von Jahren auf hiesiger Plage bestehenden **Handlung in Droguerie & Farbwaaren; Essig, Senf, Weingeist, Liqueure & Parfümerien** eigener Fabrik, so wie in allen Sorten **Brauntweinen** ein großes & in detail, bereithalt habe, von heute an als öffentlicher Gesellschafter unter der Firma:

J. M. Spreng & Sohn

in derselben mitwirkt.

Indem ich für das mir bisher geschenkte Vertrauen verbindlich danke, bitte ich solches auf uns Beide übertragen zu wollen und ersuche ein verehrliches Publikum um ferneres geneigtes Wohlwollen.

J. M. Spreng.

Druck und Verlag unter Verantwortlichkeit des Artistischen Instituts J. Gutsch & Rupp in Karlsruhe.